

Alleine gehen

- Roman -

Für Christian,  
der meine Talente erkennt und fördert,  
der mich hält, wenn ich zu fallen drohe,  
der mich liebt mit all meinen  
Facetten - stark, verletzlich, laut und leise.  
Der mich sieht, genau so wie ich bin  
und ich ihn deswegen so sehr liebe.

Das Herz bricht.  
Immer und immer wieder.  
Und es lebt,  
weil es bricht.  
Geh' durch die Düsternis.  
Geh' durch die Nacht.  
Aber geh' nicht zurück.

Stanley Kunitz, The testing tree

## PROLOG

Manchmal trifft das Leben einen mit voller Breitseite. Ohne Vorwarnung, ohne Erklärung. Ein Schlag, der alles aus den Fugen reißt, was einmal sicher und beständig war.

Als ich meinen Lebenspartner verlor, fühlte es sich an, als sei alles in mir zerbrochen. Die Welt machte einfach weiter, ohne Rücksicht auf mich. Meine eigene Welt kam zum totalen Erliegen und ich wusste nicht, wie ich jemals wieder aufstehen sollte.

Aber genau aus diesem Grund schreibe ich dieses Buch. Nicht nur, um den Schmerz zu benennen, der mich damals überwältigte, sondern auch um zu zeigen, dass es weitergehen kann, selbst wenn man glaubt, dass es nicht weitergehen wird.

Ich habe gelernt, dass selbst in den dunkelsten Momenten des Lebens noch ein Funke Hoffnung glimmt. Dass Verlust nicht das Ende ist, sondern auch ein unfreiwilliger Neuanfang. Ich habe den Weg aus der Stille gefunden, auf meine eigene Art, Schritt für Schritt. Dass das Leben neue Möglichkeiten bereithält, dass ein Ende nicht das Ende ist und es möglich sein kann, wieder zu lachen, wieder zu leben und Freude zu empfinden, auch wenn alles weggebrochen ist.

Dieses Buch ist mein Weg, all das zu teilen. Vielleicht helfen meine Worte jemandem da draußen, vielleicht macht es jemandem da draußen Mut, vielleicht macht es jemandem Hoffnung, gibt Zuversicht und Stärke. Vielleicht, weil ich begreifen musste, dass ich meinen Weg gefunden habe.

Und vielleicht, weil ich zeigen möchte, dass selbst eine volle Breitseite eine Chance sein kann.

\*

Der Tag, an dem alles zusammenbrach, begann so unscheinbar wie jeder andere Tag. Ein Morgen wie jeder Morgen, ein Tag wie jeder Tag. Ich hatte keine Ahnung, dass mein Leben, mein gut strukturiertes Leben, getaktet, geplant, organisiert, in Stücke gerissen werden würde. Dass ein einziger Anruf alles verändern könnte.

Es war kurz nach Dienstbeginn. Ich saß im Büro an meinem Schreibtisch. Ich war noch alleine. Ich war meistens die Erste. Wir hatten uns noch geschrieben, so wie jeden Morgen. Ein liebes „Guten Morgen“, versehen mit einem oder mehreren Emojis, mal lustig, mal romantisch. Manchmal auch mit einem Hinweis, dass er sich wieder mal über seinen Chef geärgert habe. Normal eben, ein normaler Tag.

Das Handy klingelte, ein Klingeln so alltäglich, doch so schrill in diesem Moment. Diesmal war das Klingeln aufdringlicher, fordernder. Als wolle es mich mit aller Macht aus meinem Leben reißen.

Ahnungslos, ohne jede Vorahnung hob ich ab. Vielleicht ein Werbeanruf, jemand, der sich verwählt hatte. Doch dann kamen diese Worte:

„Es ist etwas passiert. Bernhard ist zusammengebrochen. Vor seinem Auto. Sie haben ihn mitgenommen. Ins Krankenhaus. Ich weiß nicht, in welches. Sie haben ihn mitgenommen. Er ist tot. Er lebt nicht mehr. Es war zu spät. Sie haben alles versucht, aber es war zu spät.“

Ein Satz, so unfassbar endgültig, dass mein Verstand ihn nicht begreifen konnte. Mein Herz raste, doch alles um mich herum,

wurde plötzlich still. Ausnahmezustand. Ich hörte nichts mehr, sah nichts mehr. Als wäre ich in eine Blase gesperrt, Geräusche, Farben, Zeit, alles verzerrte sich. Meine Gedanken taumelten, mein Körper gehorchte mir nicht mehr. Es war, als wäre ich in mir selbst eingeschlossen. Gefangen in einem Moment, der sich endlos dehnte. Die Welt draußen existierte noch, doch für mich hatte sie sich in diesem Moment aufgehört zu drehen.

Auf der Straße lief eine Frau mit ihrem Kind. Sie lachte mit ihrem Kind. Sie streichelte ihm über den Kopf, rückte die bunte Mütze zurecht und zusammen setzten sie ihren Weg fort. Autos fahren vorbei, ein Hund bellte. Das Leben ging weiter, einfach so. Als wäre nichts gewesen. Doch für mich hatte sich alles verändert. Die Welt stand still.

Und so stand ich da, inmitten eines Lebens, das ich nicht mehr kannte, und verstand plötzlich, dass ich mich in einer Welt befand, die nicht mehr die meine war.

\*

Irgendwann einmal war mir der Gedanke gekommen, etwas Neues auszuprobieren. Etwas, das mich aus dem gewohnten Trott herausholte. Mir kam die Idee, ich könnte wieder anfangen zu tanzen. Ganz von vorne, Anfängerkurs. Tanzschule Rosenberger. Ganz elitär, ganz vornehm, erste Adresse in der Stadt.

„Ich möchte wieder tanzen. Was hältst du davon?“ Nicky lächelte. „Klar, mach' doch. Vielleicht findest du ja Mr. Right.“ Ihr Lächeln verwandelte sich in ein breites Grinsen.

„Ich möchte keinen Mr. Right finden. Ich möchte einfach nur tanzen.“ Nicky war meine allerbeste Freundin, seit vielen,

vielen Jahren. Ein bisschen verrückt, aber durchaus eine Seele, die mich immer auffing, wenn es mir auch mal schlecht ging und die mit mir in den letzten Jahren durch dick und dünn gegangen war.

„Melde dich bei der Tanzschule an. Das ist doch ganz einfach. Hier ist die Telefonnummer.“ Nicky warf einen zerknüllten Zettel zu mir herüber, auf den sie zuvor die Telefonnummer gekritzelt hatte. „Hier, mach' schon. 123710. Ich habe sie noch im Kopf. Da habe ich auch mal getanzt. Die Nummer ist noch aktuell.“

Ich konnte mir damals nicht vorstellen, was es bringen würde, aber irgendwie fühlte sich der Gedanke richtig an. Ich wollte mich wieder bewegen, Spaß haben und nette Menschen kennen lernen. Also meldete ich mich an.

Die Antworten kamen schneller als ich dachte. Viele tanzwütige Herren meldeten sich bei mir. Ein älterer Herr wollte sich gleich mit mir zum Essen verabreden, sagte jedoch zwei Stunden vorher ab, mit der Begründung, sein Auto würde nicht anspringen. Ein anderer war viel kleiner als ich und irgendwie mochte ich auch nicht mit ihm tanzen. Der dritte Kandidat passte ebenfalls nicht. Er war Schuldirektor. Norbert. Ein Schraubstock. Fester Griff und immer das letzte Wort. Wir belegten den Anfängerkurs, aber nach kurzer Zeit zog ich die Reißleine.

Irgendwie passte es immer nicht. Entweder stimmte die Chemie nicht oder sie waren so von sich zu überzeugt, dass sie gar nicht bemerkten, dass ich nur ungeschickt von einem Fuß auf den anderen trat. Mit jedem gescheiterten Treffen stieg mein Frust an. Vielleicht war die Idee, tanzen zu wollen, doch nicht so gut.

Ich hatte eigentlich die Hoffnung schon aufgegeben, da erreichte mich eine Nachricht.

„Hallo, ich bin Bernhard. Ich habe deine Anzeige gesehen und finde die Idee mit dem Tanzen schön. Ich tanze schon seit einiger Zeit und ich glaube, das könnte passen. Deine Größe ist perfekt.“

Er schickte gleich ein Foto mit. Ein sympathisches Aussehen, ruhige Augen, ein gewinnendes Lächeln, das nichts Aufdringliches hatte. Es war die Ruhe, die mich ansprach.

Wir schrieben ein paar Nachrichten hin und her, unkompliziert und leicht. Schließlich schlug er vor, dass wir uns treffen könnten zum Probetanzen. „Wie wäre es mit dem Imperial? Da ist die Musik laut genug, um nicht viel zu reden und wir können einfach ausprobieren, ob es mit dem Tanzen klappt.“

Ich stimmte zu, neugierig und ein bisschen nervös, aber auch hoffnungsvoll.

Wir trafen uns in einer kleinen, etwas in die Jahre gekommenen Diskothek. Die Musik war laut, die Lichter tanzten in bunten Mustern über die Tanzfläche. Mein Herz klopfte. Es herrschte dieses spezielle Durcheinander von Musik, Lachen und Stimmen. Ich erkannte ihn sofort.

„Bereit zum Tanzen?“ fragte er und reichte mir die Hand.

„Ich hoffe, du hast feste Schuhe an, am besten Arbeitsschuhe mit Stahlkappen“, scherzte ich, halb ernst und halb nervös.

Wir gingen auf die Tanzfläche und es dauerte nicht lange, bis ich ihm zum ersten Mal auf die Füße trat. Und dann gleich noch einmal. Er lachte und sagte: „Schau' mich an. Vergiss' deine Schritte. Vergiss, was um uns herum passiert. Schalte deinen Kopf aus. Tanzen ist Träumen mit den Füßen. Lass' Dich fallen.“

Und das tat ich dann auch.

Dieser Abend war der Beginn unserer Beziehung. Ganz langsam, sachte, fast schüchtern.

Und in diesem zarten Anfang war schon alles angelegt, was uns verbinden sollte.

\*

Ich wusste nicht, wie ich es geschafft hatte, mich ins Auto zu setzen. Der Schmerz war so allumfassend, so grell, so stark und gleichzeitig heiß, dass ich kaum atmen konnte. Auf dem Weg zu meinem Auto kamen mir viele Menschen entgegen. Fröhlich lachend, denn das Wochenende stand bevor und die Wetteraussichten waren vielversprechend. Ich sah sie alle, aber ich sah sie auch nicht. Mechanisch, wie ferngesteuert, lief ich durch das Bürogebäude.

Die Strecke zum Krankenhaus zog sich endlos. Ampeln, Menschen, all das war nur noch verschwommene Kulisse. Mein Körper funktionierte nur noch. Ich lenkte, ich trat auf die Pedale, schaltete, während mein Geist irgendwo zwischen Schrecken und Unglaube taumelte.

Als ich schließlich ankam, waren meine Beine weich wie Pudding. Mein Gesicht glühte. Ich zwang mich aus dem Auto und lief mit wackligen Schritten durch die automatischen Türen zum Empfang. Die junge Frau, die vor ihrem PC saß, blickte kurz auf. „Es wurde ein Notfall eingeliefert.“ Mehr konnte ich nicht sagen und als ich seinen Namen nannte, schickte sie mich in den 3. Stock.

Jemand führte mich zu ihm. Ich erinnere mich nicht mehr an ihr Gesicht, nur an ihre Hände, die meine Schultern berührten, als

wolle sie mich stützen, mich auffangen. Doch nichts konnte mich auffangen. Ich war längst gefallen.

Das Zimmer, das wir betraten, war nur schwach beleuchtet. Ein Bett, ein Nachttisch, auf dem eine Kerze ein schwaches Licht verströmte. An der Decke tanzten Schatten. Es war totenstill.

Und dann lag er da. So friedlich, als würde er nur schlafen. Beatmungsschläuche befanden sich noch in der Nase. Die rechte Wange war von seinem Sturz aufgeplatzt, eine unsaubere Wunde, das Blut war bereits getrocknet.

Ich wusste, dass er es war, aber er war es nicht mehr. Die Kälte, die mich beim Berühren der Hand durchzuckte, ließ mich zurückschrecken. Nein, das durfte nicht sein. Das konnte nicht sein.

„Bitte wach doch auf“, flüsterte ich, während ich an seinem Arm zog. „Bitte, wach doch einfach auf. Komm', wir fahren heim. Es wird alles gut.“

Meine Stimme brach. Ich zog und rüttelte, als ob ich ihn mit bloßer Willenskraft zurückholen könnte. Meine Hände klammerten sich an ihn wie eine Ertrinkende. Sein Körper fühlte sich nur noch lauwarm an, als wäre die Wärme des Lebens dabei, ihn langsam zu verlassen. Die Wärme verschwand im Nichts.

Irgendwann ließ ich von ihm ab. Ich bemerkte nicht, dass die Krankenschwester zurück ins Zimmer gekommen war, bis ich ihre Hand auf meiner Schulter spürte. Ihr Gesicht war sanft, die Augen voller Mitgefühl und die Stimme leise, fast zaghaft.

„Wie ist Ihr Name?“ fragte ich sie und ergriff ihre Hand. „Tamara, mein Name ist Tamara und ich weiß, was Sie gerade durchmachen. Ich habe vor zwei Jahren auch meinen Mann verloren.“

Ich schaute sie an. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Ich bin aufgewacht und er lag neben mir. Irgendwann in der Nacht war er gestorben, allein und ich habe nichts bemerkt. Wenn Sie jemanden brauchen, zum Reden oder einfach nur zum Zuhören...“ Sie hielt mir einen kleinen Zettel hin. „Hier ist meine Nummer. Rufen Sie mich jederzeit an.“

Ich nahm den Zettel, ohne wirklich hinzusehen und nickte nur. Bevor ich das Zimmer verließ, beugte ich mich nochmals über ihn, nahm seine Hand und streichelte über seine Wange, küsste ihn auf die Stirn und stand dann auf.

Die Krankenschwester führte mich dann zurück in den Flur, weg von Bernhard, weg von der letzten Berührung. Ich weiß nicht, wie lange ich in dem Gang stand, nur dass die Luft schwer war und sich anfühlte, als müsste ich durch dicken Nebel atmen.

Irgendwann fand ich mich vor dem Krankenhaus wieder, das Öffnen der Glastüren noch in den Ohren. Die Welt draußen wirkte grell. Autos rauschten vorbei, Menschen lachten, sprachen, gingen ihren Geschäften nach. Aber für mich war alles verstummt.

Da war kein Bernhard mehr, der am Abend vorbeikommen wollte, um das Osterfest mit mir vorzubereiten. Kein vertrautes Klopfen an der Tür, kein Lächeln, kein warmes Lachen, das die Räume unseres kleinen Reiches füllte. Da war eigentlich gar nichts mehr.

Ich stieg ins Auto, startete den Motor. Meine Hände zitterten so sehr, dass ich kaum den Schlüssel im Schloss drehen konnte. Der Weg nach Hause war ein einziger verschwommener Film, ein trostloses Wegschieben von Asphalt unter meinen Rädern.

Als ich die Wohnungstür aufschloss, war die Stille schneidend. Kein Geräusch von Schritten, keine Stimme, die meinen Namen ruft.

Nur ich.

Allein.

Im Flur standen Bernhards Schuhe, die er achtlos abgestreift hatte. Auf dem Sofa lag eine Strickjacke, die er sich übergeworfen hatte, als er das letzte Mal zur Tür hinausging. Sein Geruch hing noch in der Luft. Eine Mischung aus Rasierwasser und dieser unverwechselbaren Note, die nur ihm gehörte. Sein Rasierzeug stand im Badezimmer, akkurat aufgereiht. Seine Zahnbürste ragte aus dem Becher heraus. Kleine Reste vertrockneter Zahncreme klebten an der Bürste. Im Waschbecken befanden sich kleine, weiße Spritzer von getrockneter Zahncreme. Darüber hatte ich mich oft geärgert, wenn er so achtlos den Wasserhahn zudrehte, ohne auch nur einen Blick auf die Spuren zu werfen, die er hinterließ. Mein Gott, was würde ich dafür geben, wenn er dieses gottverdammte Waschbecken noch einmal so hinterlassen würde.

Sein Buch lag auf dem Nachttisch, dort, wo er es zuletzt gelesen hatte. Ein Lesezeichen, das er aus einem alten Kassenzettel von der Tankstelle gebastelt hatte, ragte zwischen den Seiten hervor.

Auf der Ablage lag sein Schlüsselbund. Ich konnte das Klirren hören, wenn er ihn ablegte. Alles erinnerte an ihn. Alles. Ich nahm seine Jacke, hielt sie mir vor das Gesicht und nahm einen tiefen Atemzug, sog den Duft ein. Es schien, als ob er vor mir stünde. Doch als ich die Augen öffnete, war da nichts.

Alles fühlte sich falsch an, die Wohnung, die früher mein Zufluchtsort gewesen war, ließ in mir nur dieses Gefühl vom Alleinsein aufkeimen. Jedes Zimmer erzählte von ihm. Der Küchentisch war noch gedeckt. Ich hatte angefangen, für den Abend vorzubereiten. Ein kleines Essen, nur wir zwei.

Ich hatte alles so liebevoll angerichtet, mit Kerzen, seinem Lieblingsgeschirr und der passenden CD, die er so sehr liebte. Es erschien mir so, als ob er gleich zur Tür hereinkäme. Es war doch alles nur ein böser Traum. Nichts Reales, nichts, was wirklich stimmte. Bestimmt drehte sich gleich der Schlüssel im Schloss herum und er steht vor mir. Ich wartete. Aber nichts geschah.

Ich ließ mich auf das Sofa sinken, nahm erneut seine Jacke und hüllte mich fest darin ein.

Ich begann zu weinen, erst leise, dann laut und lauter. Ich schrie, bis mein Körper vor Erschöpfung zitterte und die Kehle rau war.

Wie sollte ich ohne ihn leben? Wie sollte ich atmen, essen, schlafen, all die Dinge tun, die früher selbstverständlich waren?

Ich wollte ihn anrufen. Ich wählte seine Nummer und die Mailbox meldete sich. Ich hörte seine Stimme und schrie.

In dieser Nacht schlief ich auf dem Sofa ein, die Strickjacke an mich gepresst, denn sie war alles, was ich noch hatte. Ein Stück Stoff, getränkt mit seinem Duft.

\*

Es war ein verregneter Sonntagnachmittag. Draußen prasselte der Wind an die Scheiben. Der Wind zerrte an den Bäumen, ließ die Äste hin- und her schwingen. Ich hatte mich in eine Decke eingekuschelt und nippte an meinem Tee. Bernhard blätterte gedankenverloren in einer Zeitschrift, die Füße unter den Tisch gestreckt und spielte mit meinen Haaren.

„Wir brauchen mal wieder Sonne. Was hältst Du davon, ein paar Tage Urlaub zu machen?“ Ich sah ihn fragend an.

„Wir sind schon so lange nicht mehr verreist und ein Tapetenwechsel würde uns gut tun. Was denkst Du? Ein bisschen Sonne und Meer und Abenteuer. Und ein Motorrad, eine Harley mieten und über die Insel fahren. Was hältst Du davon? Sag' schon.“

Plötzlich war ich hellwach.

„Was hast Du vor?“

„Eine Woche auf die Kanarischen Inseln, in einem netten kleinen Hotel wohnen, in einer kleinen Bucht baden und mit dem Motorrad über die Insel fahren. Anhalten, wo immer es uns gefällt und Fisch essen in einer Marisqueria, bis wir platzen.“ Ich sprang vor Freude auf.

„Sag' schon, komm' lass' Dich nicht so bitten. Lass' uns fliegen. Wir buchen sofort und fliegen so früh wie es nur möglich ist.“

„Du willst mit mir Motorrad fahren? Auf einer Insel? Einfach losfahren, wohin es uns zieht...Das klingt perfekt.“

Und es war perfekt.

Einige Tage später starteten wir in den Urlaub, beide voller Vorfreude und Tatendrang. Das Brummen der Triebwerke war ein leichtes, stetiges Grollen, das durch den ganzen Körper vibrierte. Bernhard nahm meine Hand und hielt sie ganz fest vor seine Brust. Die Maschine hob ab und erreichte nach kurzer Zeit ihre Flughöhe. Ich saß am Fenster und schaute hinaus. Die Wolken erinnerten mich an das Wattenmeer. Es war alles so friedlich hier oben. Alle Sorgen und Nöte waren vergessen. Die

Maschine brummte leise vor sich hin und ich war buchstäblich im 7. Himmel. Ich fühlte eine unglaubliche Leichtigkeit, so hatte ich doch alles, was ich mir jemals gewünscht hatte. Einen Mann an meiner Seite, der mir alles bedeutete. Eine Partnerschaft, die vom Schenken und Beschenken lebte, die unbeschwert und lebendig war.

Die Maschine flog ruhig und gleichmäßig. Sie schien förmlich zu gleiten.

Als das Flugzeug zur Landung ansetzte, konnte ich schon die Küste erkennen, die sich sanft in weichen, geschwungenen Linien entlang zog, ummantelt von sanften Hügeln und strahlendem Sonnenschein.

Kaum hatten wir den Flughafen verlassen, schlug uns die salzige Meeresluft entgegen. Ich atmete tief ein und ließ den Geruch von Meer und Salz in meine Lungen strömen.

„Genau so habe ich es mir vorgestellt“, sagte ich und schob meine Sonnenbrille zurück ins Haar. „Genau so und nicht anders. Es ist wunderschön warm hier“. Der heiße Wind strich zart um mich herum. Es fühlte sich gut an. Ich fühlte eine unglaubliche Zufriedenheit und sog dieses Gefühl tief in mich hinein.

Wir mieteten ein Motorrad, kraftvoll und schwarz und fuhren los. Meine Arme umklammerten seine Taille. Der Wind zerrte an meinen Haaren, während wir die kurvigen Straßen der Insel durchquerten, vorbei an Kakteen, Palmen, Olivenhainen und kargen Landschaften. Die kargen und steinigen Hügel waren mit

trockenen Gräsern bedeckt, verbrannt von der Sonne, aber selbst hier fand das Leben seinen Weg. Zwischen den

Felsen und dem Geröll der Vulkanlandschaft weideten Ziegen, ihre schlanken Körper geduldig suchend nach den wenigen grünen Halmen.

Manchmal erhob eine Ziege ihren Kopf, blickte neugierig zu uns herüber, während wir an ihnen vorbeifuhren, andere grasten einfach weiter, ohne Notiz von uns zu nehmen, Zentimeter für Zentimeter auf der Suche nach lebenserhaltender Nahrung. Wir fuhren vorbei an längst verlassenen, verfallenen Häusern. Dort war niemand mehr. Und jedes Haus erzählte uns seine eigene, einzigartige Geschichte.

Bernhard beschleunigte das Motorrad, das unter uns brüllte, während sich die Straße weiter vor uns ausbreitete. Wie ein endloser Pfad durch eine Welt, die nur uns alleine gehörte und näherten uns langsam der Küste mit ihren bizarren Felsformationen, schroff abfallend ins Meer, das Meer, dass ich mir in meinen Träumen so sehr herbeigesehnt hatte.

Ich nahm den Geruch des Meeres wahr, salzig, kräftig, voller Leben. Wellen peitschten an die Küste, kraftvoll und unbändig. Die weiße Gischt schoss in die Höhe, zerfiel in Abermillionen kleine Tropfen, die vom Wind erfasst und an den Strand geweht wurden und dort in der Luft schwebten wie feiner Nebel. „Lass' uns dort vorne anhalten. Da vorne. Siehst Du? Da ist es perfekt“. Ich deutete auf die kleine Bucht, die ich von der Straße erblickte. „Lass' uns dort hinfahren“, wiederholte ich,

um damit nochmals zum Ausdruck zu bringen, wie wichtig es mir war, genau dort zu halten.

Die Maschine wurde langsamer. Wir rollten auf eine kleine, unbefestigte Straße und setzen unseren Weg fort. Vorbei an den kargen Landschaften. Das Motorrad grub sich mit den Rädern Stück für Stück durch den Sand, ächzend, stöhnend, bis wir endlich die Bucht erreichten. Das Wasser leuchtete türkisblau. Das leise Rauschen der Wellen war das einzige Geräusch, das wir wahrnahmen.

Es war niemand zu sehen. Wir waren alleine. Alleine mit uns, in unserer Welt. Hätte ich die Zeit anhalten können, hätte ich über diese Macht verfügen können, ich hätte sie angehalten, die Zeit. Für immer.

„Hier kommt bestimmt niemand vorbei“, sagte Bernhard, als er sich das T-Shirt über den Kopf zog. Ohne zu zögern tat ich es ihm gleich, streifte mir das Kleid ab, zog meinen Slip aus und ließ beides achtlos in den Sand fallen. Bernhard folgte meinem Beispiel, bis wir beide nackt am Ufer standen. Nur das Meer vor und die Sonne über uns.

Wir schwammen hinaus, bis wir nicht mehr stehen konnten. Dann ließen wir uns nur noch treiben. Leicht und schwerelos. Wie kleine Flaschenkorken wippten wir auf der Meeresoberfläche umher.

Als wir schließlich das Ufer wieder erreichten, ließen wir uns in den Sand fallen. Der Wind trocknete unsere Haut, während wir nackt nebeneinander lagen, nur von der Sonne bedeckt.

„So sollte das Leben immer sein“, flüsterte er. „Genau so.“

„Ja, genau so sollte es sein“, sagte ich.